Separatabdruck
aus dem
Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft

Jahresbericht über homerische Syntax und Sprachgebrauch für 1884—1885.

Von

Professor **Gottfried Vogrinz**

in Brünn.

Zunächst hat Referent zum Jahresberichte für 1881—1884 zwei Nachträge zu bringen.

Nicht als Unbescheidenheit möge es ausgelegt werden, wenn Referent hier seinen am 15. Juli 1884 ausgegebenen Programmaufsatz: Gedanken zu einer Geschichte des Casussystems, Leitmeritz nur zu dem Zwecke aufführt, um eine dort übergangene Erscheinung aus der Syntax Homers zu berühren, deren Besprechung ihm gegenwärtig anderswo nicht möglich ist. Es ist in jenem Programmaufsatze, der sich ja vor allem mit dem Casusgebrauche bei Homer beschäftigt, vielfach von Casussynonymik die Sprache. Es wird S. 28 vom Genitiv neben dem Dativ des Besitzes gesprochen und mit Vernachlässigung von Brugmann ein Problem etc. S. 134 f. und Delbrück Grundlagen S. 136 auf Wagnons Bemerkung in seinem pronom d'identité S. 99 f. verwiesen (vgl. auch Jahresber. XI S. 62). Ferner ist S. 21 versucht worden, dem Dativ zwischen Genitiv und Accusativ seinen Platz anzuweisen. Mag es nun in Bezug auf letztere Stelle in diesem Programmaufsatz richtig sein, dass die Sprache seine (des Dativs) spezifische Verschiedenheit vom Genitiv (und vom Accusativ) gefühlt und ihn diesem Gefühl gemäss verwendet hat, so ist doch ein Gebiet ausser Acht gelassen, auf das Referent durch Wagnon aufmerksam gemacht worden ist. Nach Delbrück Grundlagen 136 haben nämlich im Sanskrit *me* und *te*, welche dem Griechischen *μοι* und *τοι* entsprechen, sowohl dativischen als genetivischen Sinn. Man könnte die Frage aufwerfen, so äussert Delbrück, ob nicht im Griechischen *οἱ* noch dieselbe Weite des Gebrauches vorliegt. Diese Frage glaubt Referent bejahen zu dürfen. Man sehe ab von den possessiven Dativen, die eine grössere sinnliche Kraft haben als die entsprechenden Genetive; man sehe ab von der Doppelconstruction bei *ἀνάσσειν*, *βασιλεύειν*, *κρατέειν*, *ἡγεῖσθαι*, *σημαίνειν*, ferner bei den Prae-

positional-Adverbien ἀντίον, πρόσθεν, σχεδόν; bei κλῦθε und ἀκούειν, bei δέχεσθαι, so bleiben zwei Gruppen übrig, in welchen Genetiv und Dativ entschieden ohne begrifflichen Unterschied gebraucht sind. Das ist die wechselnde Construction bei ὑπερέχειν im Sinne von »schützen« und bei den Compositis mit περί. Die Stellen sind 1) Δ 393 περίσχεο παιδὸς ἑοῖο, Ι 419. 20 (= 686. 87) μάλα γὰρ ϝέθεν . . . Ζεὺς χεῖρα ἑὴν ὑπερέσχε, Ω 374 ἐμεῖο . . . ὑπερέσχεθε χεῖρα, Δ 249 αἴ κ' ὔμμιν ὑπέρσχῃ χεῖρα Κρονίων, Ε 433 ὅ ϝοι αὐτὸς ὑπείρεχε χεῖρας Ἀπόλλων, ξ 184 καί κέν ϝοι ὑπέρσχῃ χεῖρα Κρονίων. 2) Ε 21 περιβῆναι ἀδελφειοῦ, Ρ 240 νέκυος περιδείδια, Ρ 80 Πατρόκλῳ περιβάς, 313 Ἱπποθόῳ περιβάντα, τ 222 ὅσσον ἐμῇ κεφαλῇ περιδείδια (ausserdem zu vgl. Ε 566. Κ 240). Der Genitiv dürfte sprachhistorisch der spätere sein. Jedenfalls ist diese Unentschiedenheit zwischen Dativ und Genitiv bei Homer für die Auffassung des Casus von Wichtigkeit.

Der zweite Nachtrag betrifft das δέ ἀποδοτικόν. Th. Gomperz hat nämlich in seinen herodoteischen Studien, Wien, Gerold 1883 uns sehr zum Danke verpflichtet, indem er das δέ des Nachsatzes zum Gegenstand seiner scharfsinnigen Untersuchungen machte. Gelegentlich der Besprechung von Herod. II, 134 fin. kommt Gomperz (herodot. Studien II S. 85 oder Sitzungsber. der Academie der Wissensch. zu Wien phil.-histor. Cl. CIII. Bd. II. Heft S. 534) auf unser δέ zu sprechen und bestimmt zunächst sein Vorkommen, seine Bedingungen und seine Grenzen bei Herodot. Mit dem homerischen Sprachgebrauch beschäftigt sich Gomperz in der Note auf S. 33 (551) und in einem Excurse 76—78 (594—596). Die Ergebnisse, zu denen Gomperz gelangt, stehen mit den grundsätzlichen Darlegungen des Referenten im letzterstatteten Bericht (Jahresb. XI S. 70/71) in Einklang. Denn Gomperz formuliert die Ergebnisse, wie folgt: Vor allem Anderen ist jene Construction bei unserem Historiker an eine ausnahmslose Regel gebunden: δέ im Nachsatze lehnt sich immer an ein Personalpronomen an oder an den als solches gebrauchten Artikel (anders ist es bei Homer . . .) Ferner zerfällt die Gesammtheit der authentischen Fälle in drei Gruppen, die sich in Kürze, wie folgt, charakterisieren lassen: A. Wiederholung des apodotischen δέ aus dem Vordersatze. B. Auftreten desselben in Nachsätzen einer Doppelperiode. C. Eigentlich anakoluthischer, durch begrifflichen Gegensatz motivirter Gebrauch des δέ = einem ἀλλά. Homer bezüglich wird constatiert, daſs die Instanzen, in denen man eine Responsion von μέν und δέ erkennen will, eine verschwindeud kleine Minderheit in der Gesammtheit der Fälle des apodotischen δέ (3 unter 114, wenn man die Doppelperioden ausschliesst, zu denen auch Ψ 321 gehört). Diese drei Fälle sind aber wieder Singularitäten, über welche Kritik und Interpretation noch nicht ihr letztes Wort gesprochen haben. In zwei von den drei Fällen Ψ 558 und δ 831 erscheint εἰ im Vordersatze, Ψ 558—559 erinnert übrigens so auffallend an ο 545—546, wo μέν fehlt,

dass man an Nachbildung eines älteren Vorbildes beiderseits denken kann; λ 385—387 gilt δ' im Nachsatz (falls nicht mit Nauck ἦλυθ st. ἦλθε δ' zu schreiben, oder Ausfall eines Verses anzunehmen ist) als Wiederaufnahme von αὐτάρ an der Spitze des Vordersatzes, das μέν aber müsste dann als μέν solitarium betrachtet werden. Nebenbei bemerkt, fährt Gomperz S. 34 Anm. fort, die Untersuchung dieses sprachlichen Phänomens bei Homer wird ungemein vereinfacht, wenn man die Fälle, in denen das δέ des Nachsatzes nur dieselbe oder eine andere Adversativpartikel des Vordersatzes wieder aufnimmt, aus der Gesammtheit der Instanzen aussondert. Dass diese Unterscheidung keine willkürliche ist, erhellt wohl zur Genüge daraus, dass die Homerischen Hymnen ausschliesslich, die hesiodotischen Gedichte nahezu ausschliesslich diese Art von δέ in apodosi kennen. Die vollständige Ignorirung dieses Gesichtspunktes bildet meines Erachtens einen Hauptmangel der ungemein fleissigen, als vollständige Stellensammlung überaus schätzbaren Monographie L. Lahmeyers«. In derselben Fussnote stellt auch Gomperz die geniale Vermuthung auf, es sei statt εἰ δ' ἄγε, das L. Lange mit so vielem Scharfsinn in der überlieferten Gestalt zu erklären versucht hat, εἶ' ἄγε zu lesen. Müssen wir nicht alle mit Gomperz gestehen, dass wir das δέ in dieser Formel nicht begriffen haben? Im Excurs werden die Stellen vorgeführt. Vielfach wird zur Verminderung der Instanzen hingewiesen auf die Möglichkeit einer anderen Lesart, wobei der Name Naucks, mit dem Gomperz soviel Geistesverwandtschaft besitzt, oft wiederkehrt. Auch gegen Lahmeyer wird polemisiert, zumal in Hinsicht auf die Corresponsion von μέν und δέ. Als sogenannte Crucialinstanz führt Gomperz auf Λ 84—86, verglichen mit 256—258 (des Referenten Worte Jahresber. XI S. 71: »δε kann vorbereitet werden durch μέν, welches aber seinerseits wieder allein stehen kann« bezieht sich der prinzipiellen Natur der dortigen Ausführungen gemäss nicht auf das δέ in Apodosi; freilich kommt diese Aufklärung jetzt zu spät). Die Bemühung Gomperz's um unser δέ werden von nachhaltiger Wirkung sein und es ist zu wünschen, dass auf Grund der vorhandenen Vorarbeiten (Lahmeyers, Nieberdings und Gomperz's) eine geläuterte Darstellung dieser Construction selbständig, nicht wie hier bei Gomperz nur als Parergon, erscheine. Doch für einen in Textesänderungen zaghaften Gelehrten wäre das keine dankbare Aufgabe.

Auf die Litteratur seit Juli 1884 eingehend, hat Referent grössere Arbeiten, wie die grammar Monro's, die durch manche Vorzüge und durch den Umstand, dass in den letzten Jahrzehnten eine zusammenfassende Darstellung des homerischen Dialectes und Sprachgebrauches nicht erschienen war, auf die Kritik bestechend einwirken musste (vgl. E. Kammers Anz. in der Phil. Rundschau vom 13. Dez. 1884 Sp. 1571—1574), diesmal nicht zu registriren; aber eine Anzahl kleiner Arbeiten, die sich durch gute Methode und eine geläuterte Ansicht von dem Wesen

der Sprache auszeichnen, hat zunächst die Programm-Litteratur auf den Büchertisch gebracht.

Das Programm des Gymnasiums zu Friedland 1884 11 S. bringt unter dem Titel: Auf Homer Bezügliches, von Prof. A. Funk, eine Abhandlung desselben wieder, die sich in einer Gratulationsschrift vom Jahre 1861 befand, und die zum Gegenstande hatte den Unterschied zwischen μὶν und ἕ bei Homer. Der Anlass zur Wiederholung jener Abhandlung lag in dem Bedürfnisse, die Priorität der Entdeckung gegen Ameis (Mühlhauser Progr. 1861) zu wahren. Auf Ameis bezieht sich ganz selbstverständlich Hentze im Anhange zu θ 301, ferner zu δ 484. Die Unterscheidung von μὶν und ἕ, die demnach eigentlich geistiges Eigenthum A. Funks ist, hat auch die Billigung der vergleichenden Sprachforschung erlangt. Brugmann ein Problem etc. S. 102. 103 nimmt bezug auf — Ameis. Er äussert 103: »das alles stimmt zu unserer Auffassung vortrefflich. Es offenbart sich hier noch im scheinbar rein äusserlich anaphorischen Gebrauche des Reflexivs die subjektive Grundfärbung der Bedeutung; denn wenn Ameis (recte Funk) sagt: ἕ gehe auf etwas nur in der Vorstellung befindliches, so hätte er sich auch so wenden können: der Redende versetzt sich mit ἕ auf den Standpunkt des in Rede stehenden Gegenstandes und spricht von diesem aus«.

Fr. Holzweissig, Über den sociativ-instrumentalen Gebrauch des griechischen Dativ bei Homer. Progr. des Victoriagymn. zu Burg 1885. 24 S.

Die Abhandlung war ursprünglich viel ausführlicher gedacht, wie uns eine Note am Schluss derselben belehrt. Der bestimmte Raum verstattete dem Verfasser nicht mehr zu behandeln als den sociativ-instrumentalen Gebrauch des griechischen Dativs. Es steht aber zu hoffen, dass Dir. Holzweissig auch gelegentlich die anderen Gebrauchsweisen des Dativs mit so grosser Kenntniss der Theorie und des thatsächlichen Vorkommens uns vorführen werde. Den Referenten berührte vieles in theoretischen Auseinandersetzungen äusserst wohlthuend, insofern er darin eine Bestätigung und Ergänzung früher ebenfalls geäusserter Meinungen erkennt. Besonders die Abweisung der Hübschmann'schen Ansicht, der Dativ sei ein grammatischer Casus, ist nach des Referenten Meinung richtig. Holzweissig S. 6. 7. Ebenso stimmt mit vielen Voraussetzungen am besten, dass der Infinitiv ein Dativ sei. Unter den besonderen Rubriken ist besonders die über den Dativ *αὐτός* hervorzuheben, und diesbezüglich hat Referent in Verweisung auf Jahresb. XI, 57 etwas zu berichtigen. Holzweissig erwähnt S. 11 jener Erklärung, die in den Verbindungen wie ϑ 186 *αὐτῷ φάρει* vgl. mit ν 118 *αὐτῷ σύν τε λινῷ κτλ.* eine Ellipse der Präposition sieht, und weist dieselbe ab. Referent hatte in anderen Ausdrücken a. a. O. etwas ähnliches geäussert. Davon ist zurückzukommen. »Nur dreimal, zweimal in der Ilias und einmal in der

Odyssee findet sich σύν in dieser Verbindung und zwar stets bei einem Singularnomen und stets σύν dem Dativ von αὐτός nachgestellt. Es ist also die Ausdrucksweise durch den blossen Dativ die ursprünglichere. Ausserdem verbindet sich die Präposition σύν eben nur deshalb mit dem griechischen Dativ, weil dieser die Functionen des Comitativus übernommen hat«. So ist denn vielfach die Präpositionalverbindung später als die Verwendung des reinen Casus, nachdem einmal überhaupt der Werth der Präposition sich im Sprachbewusstsein befestigt hatte. Ähnlich haben wir es bei ὁμοῦ und ἅμα. Auf das Wesen der Präposition wirft ein helles Licht eine Stelle, wie θ 437 μίγδ' ἄλλοισι θεοῖσιν — μίγνυμι mit ἐν weist offenbar auf eine spätere locale Auffassung des Mischungsverhältnisses hin. Nach Homer erscheint auch σύν bei μίγνυσθαι als Explication des sociativen Sinnes und selbst μετά Plat. Tim. 35 B. Man sieht, wie die Construction sozusagen nicht mehr von der Tradition bestimmt wird, sondern von der festgestellten Begriffsschablone »Gesellschaft« oder »Gemeinschaft«, welche eben ein »mit« und ein »in« zulässt.

W. Ohler, Ueber den Gebrauch des Duals bei Homer. Progr. des Grossherz. Gymnasiums zu Mainz 1884. 28 S.

Es wird in sieben Kapiteln und 27 Paragraphen über alle möglichen Verwendungsweisen des Dual gehandelt. Hauptsächlich der häufige Wechsel zwischen Dual und Plural, der sich bemerkbar macht, beweist, dass der Dual in Abnahme begriffen war. Bequem konnte die Verwendung des Duals einem Dichter noch sein zur Umgehung metrischer Schwierigkeiten. Doch wirft auch sonst die Abwechslung zwischen Dual und Plural auf die Art ein Licht, wie sprachliche Formen dem Untergange zueilen.

Masius, Ueber den Gebrauch des Conjunctivs in unabhängigen Sätzen bei Homer. Gross-Glogau 1885. 30 S.

Masius verhält sich gegen Delbrücks Wesensbestimmung des Conjunctiv ablehnend, wie Referent meint, mit Recht. Er selblst nun spricht es aus, dass in seiner Schrift der Versuch gemacht werden soll, »die Stellen, an denen sich bei Homer der Conjunctiv in unabhängigen Sätzen findet, derartig anzuordnen, zu besprechen und zu verwerten, dass die (Delbrück) entgegengesetzte Ansicht von der Grundbedeutung des Conjunctiv als des Modus potentialis der Erwartung eine Stütze gewinnt«. Damit steht Masius auf demselben Standpunkt, den L. Lange in seinen Vorlesungen über die Modi im Griechischen vertreten hatte. Am deutlichsten hört man die Auffassung, die auch Lange hatte, heraus bei Masius S. 9: »Denn von den zwei potentialen Modi des Griechischen ist der Conjunctiv der kräftigere, da er zum Ausdruck nicht der blossen Möglichkeit (phantasievollen Diathesis nach Lange. D. Ref.), sondern der Erwartung, der Wahrscheinlichkeit dient. Er steht dem Indicativ schon bedeutend näher als der Optativ und etwa in der Mitte zwischen beiden

(nach Lange zwischen Imperativ und Indicativ d. Ref. Vgl. übrigens bei Masius S. 24), weswegen er ja auch später in Hauptsätzen unterging, nicht aber der Optativ, der als directes Gegenstück zum Indicativ nicht wohl entbehrt werden konnte«. Sonst bietet die Abhandlung noch feine und richtige Bemerkungen, besonders S. 17/18 über die Hypotaxe. S. 28 über die mögliche Auffassung des Modus als potential oder jussiv, S. 29 über das Moment des Sollens im Conjunctiv der Fragesätze. Von dem der Delbrück'schen Auffassung entgegengesetzten Standpunkte aus muss Masius' Abhandlung als höchst lehrreich bezeichnet werden.

Fr. Urtel, Ueber den homerischen Gebrauch des Optativs der abhängigen Rede. Weimar 1884. 16 S.

Diese kleine Programm-Abhandlung wetteifert um die aufrichtigste Anerkennung mit der eben besprochenen. Eine Fülle gediegener Observationen und klares Erfassen der Sprachprobleme findet sich auch hier. Man sieht, die sprachwissenschaftlich gebildeten Lehrer sind an den Gymnasien Deutschlands entschieden in Zunahme begriffen. Besonders lesenswerth nun ist bei Urtel die Seite 4. Dass Referent sich vollkommen diesem Gesichtspunkte von der Analogiewirkung in der Syntax anbequemt, möge beweisen, wie wenig hartnäckig er in verba magistri schwört. Ueber das Wesen der oratio obliqua, über die Entstehung einer festen Modusgebung in derselben werden wir von Urtel aufs beste belehrt. Nachdem noch hervorgehoben sein möge, dass am Schluss der Abhandlung eine lehrreiche Auseinandersetzung über die Wiederholung der eigenen, früher gehaltenen Rede im Optativ vorkommt, kann bezüglich desjenigen Punktes, worin Referent mit Urtel nicht einverstanden ist, auf die in Schöninghs Verlag erschienene Broschüre desselben verwiesen werden »Beiträge zur Formenlehre des griechischen Verbum«. Obwohl sich dieses Schriftchen des Referenten, zu dem Urtel besonders angeregt hat, vor allem mit den von Urtel in Acht erklärten Formen des Conjunctiv, wie *δαμείῃ*, *θείῃς*, *φανείῃς* und verwandten beschäftigt und dieselben in ihr Recht einsetzt, so musste doch auch auf die Syntax der Modi in einem besonderen Abschnitte eingegangen werden, schon, um zu zeigen, dass die Herstellung der Conjunctivform sich rechtfertigen lasse durch die syntactischen Gebote. Es wäre mit bestem Willen nicht möglich die Ergebnisse jener Polemik hier wiederzugeben, zumal ja die Stimme der Kritik abgewartet werden muss; es kann also nur für Fachgenossen darauf verwiesen werden. Im Gegensatze zu Masius ist bemerkenswerth, dass Urtel, vermuthlich als Schüler Delbrücks, ganz an dessen Auffassung der Modi sich anschliesst (S. 12). Einen besonderen Einfluss auf die Ergebnisse seiner Darstellung der oratio obliqua hat das nicht, da ja in abhängigen Sätzen der Modus wohl grundsätzlich aber nicht mehr factisch ganz derselbe ist, wie im unabhängigen Satze.

J. Draheim, De Homeri verborum collocatione. Jahresber. des K. Wilhelmsgymn. in Berlin 1884 S. V—X.

Diese kleine Gelegenheitsschrift fusst auf Giseke und Hilbergs vorgängigen Arbeiten. Von deren Resultaten will Draheim nur dann abweichendes vorbringen, wenn gewichtige Gründe dafür sprechen. So bemerkt Draheim, dass es Hilberg beim sechsten Gesetze entgangen sei, es müsse der kurzen Endsilbe eine lange vorangehen. Dann brauche man kein *ν* ephelcysticum. Draheim behandelt zuerst die Stellung des Nominativs, dann die des Genitivs bei Substantiven; nachfolgt der Genitiv unter denselben Umständen wie der Nominativ; Beispiele sind aus Odyssee I. B. genommen; es folgt das Adjectiv, der Infinitiv. Es wird dann die Stellung dieser Satztheile in Bezug auf Ilias und Odyssee besprochen. Es ergiebt sich dem Verfasser, dass gewisse Bücher, sowohl der Ilias wie der Odyssee, mit einem oder dem anderen Gesetze vollständig in Uebereinstimmung stehen; es sind dies aber nicht gerade diejenigen und solche, welche zu den besten epischen Gesängen gehören. Je grösser die Handfertigkeit und die Wiederholung aus früheren Gesängen ist, desto geringer ist die Freiheit in der Behandlung der Sprache. Ferner werden die Lieder Lachmanns auf diese Seite hin betrachtet. In *Η* 313—*Θ* 252, die Lachmann und Hermann für schlechte Arbeit ansehen, finden sich nur selten ungewöhnliche Stellungen. Da ist auf S. X zu bemerken, dass *Η* 324 verdruckt sein muss; in dem Verse findet sich nämlich kein Genitiv; *Η* 400 wäre *Ἀλεξάνδροιο* nicht von *κτήματ'* abhängig, sondern vom Verbum *δεχέσθω*.

A. Gemoll, Homerische Blätter. Progr. Striegau 1885. 20 S. bringt Miscellaneen zu Homer und zwar wird darin folgendes gelesen: 1. Verzeichniss von Wörtern, die bei Homer selten oder gar nicht vorkommen, später gewöhnlich sind. Dieses Verzeichniss ergänzt das bei Naber in den quaestiones Homericae Amstelodami 1877 befindliche. 2. Stichometrisches in den homerischen Reden. Constatirt wird, dass in Bezug auf die Verszahl zwischen Reden, welche dem Inhalte nach eng zusammen gehören, ein bestimmtes Zahlenverhältniss besteht und zwar zeigen 40 Stellen, davon 18 der Ilias, gleiche Verszahl, anderswo findet sich ein Vielfaches von Versen in diesem Falle, also 4 : 2, 2 : 6 u. s. w. Auch hier ist die Ilias im Nachtheil: 10 : 25 Fälle in der Odyssee. Wir haben es also mit einer Manier zu thun, die im Laufe der Zeit an Beliebtheit zugenommen hat. 3. *Ζῶμά τε καὶ μίτρη*. Gemoll findet für *ζῶμα* die Bedeutung, dass es ein zweiter Gürtel (ein Leibgurt *ζωστήρ ξ* 72) unter dem Panzer sei, nicht, wie vielfach angenommen wird, ein Theil des Panzers. 4. Das Kikonenabenteuer in der Odyssee. Gemoll erkennt in den Versen *ι* 39 - 61 einen sehr späten, geringwertigen Einschub. 5. Das Ehebett des Odysseus. Das Ungewöhnliche an der Verfertigung dieses Ehebettes wird auf die symbolisierende Tendenz des Dichters des

zweiten Theiles der Odyssee geschoben. Referent muss gestehen, dieser Symbolik keinen Geschmack abgewinnen zu können. 6. Die Ueberlieferung der homerischen Hymnen.

Von Dissertationen sind dem Referenten vorgelegen:

H. Schaar, De comparativi apud Homerum significatione. Diss. Halensis 1884. 82 S.

Es wird über die Formen des Comparativs, über das Vorkommen gewisser Comparative bei Homer und über ihre Bedeutung gehandelt, über letztere in acht Abtheilungen, die aber nur mehr nach einem äusserlichen Eintheilungsgrunde errichtet sind. Am meisten hat natürlich die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen jene eigenthümliche Verwendung des Comparativs, wonach er nicht einen höheren Grad einer Eigenschaft bezeichnet, sondern einen Gegensatz zu dem Nichtvorhandensein einer Eigenschaft überhaupt. Darüber hat bereits Amdohr in Fleckeisens Jahrb. 1880 S. 673 ff. ziemlich eingehend und richtig gesprochen. In manchen Fällen bleibt jedoch, wo der verglichene Begriff aus dem Zusammenhang zu ergänzen ist, eine Meinungsverschiedenheit möglich, ob der Comparativ vergleichend oder gegensätzlich aufzufassen sei. Schaar bekommt daher häufig Gelegenheit, die eigene Auffassung gegen die Amdohrs geltend zu machen und Referent muss bemerken, dass Schaar ihm es in diesen Fällen zu Danke gemacht hat. So *A* 325. 326 und 561—563. *υ* 218—221. *I* 300, wo Schaar überall für die steigernde Natur des Comparativs eintritt. Auch als Stellensammlung ist die Schrift recht brauchbar.

O. Dingeldein, De participio homerico quaestionum specimen. Diss. Gissensis 1884. 40 S.

Diese den Manen W. Clemms gewidmete Dissertation setzt sich die Aufgabe in Ergänzung von Classens »Beobachtungen«, die dem Referenten in der Gesammtausgabe von 1867 (Titelausgabe 1879) vorliegen, zu untersuchen, wann das Particip bei Homer, falls dasselbe mit einem Infinitiv in ein und demselben Satze zusammentrifft, mit diesem, wann mit dem Hauptwort zu verbinden sei. Man lese Stellen, wie *O* 408, *M* 340. Diese Frage bekommt besondere Wichtigkeit für die Textkritik, wenn das Particip sich auf einen Dativ bezieht, wie *I* 399, wozu Didymos bemerkt: *οὕτως Ἀρίσταρχος κατὰ δοτικὴν, ἄλλοι δὲ γήμαντα.* Aehnlich geht es bei *X* 108, *O* 116. Ueber die Sache hat Classen und Naber gehandelt, aber ersterer nimmt auf die Ueberlieferung keine Rücksicht, letzterer stellt überall den Accusativ her. Dingeldein geht nun von kritisch sicheren Stellen aus. Der Accusativ ist sicher *Δ* 341 *O* 57, der Dativ wird allgemein gebilligt *Z* 411. Dingeldein formuliert nun ein Gesetz: »Wenn das particip praedicativ mit dem Infinitiv verbunden ist, ist der Casus immer der Accusativ, wenn es appositiv mit

dem Substantiv im Dativ verbunden ist, erscheint der Dativ«. Dieses Gesetz würde in der Prosa durch den Assimilationstrieb durchbrochen. Dass derselbe schon bei Homer wirkend angenommen werden kann, giebt der Verfasser zu, doch sei die Angleichung nur einseitig möglich gewesen, der Dativ kann statt des Accusativ, nicht aber umgekehrt erscheinen. Verfasser prüft dann eine Anzahl Stellen auf diesen Grundsatz hin und stellt sich besonders oft Monro entgegen. Wichtig wird auch der Grundsatz bei Elidierung des Endvocals. Dingeldein entscheidet sich mit La Roche homer. Unters. 114 für Elision des — α. Von S. 21 an wird über die appositiven Participien gehandelt. Dingeldein erklärt sich mit Recht grundsätzlich für die temporale Natur des Particip, alle anderen Bedeutungen seien accessorisch, durch den Sinn und durch die einen gewissen Sinn interpretirenden Partikeln entstanden. Zu ὅμως S. 31 war Rücksicht zu nehmen auf Lehrs de Arist.[2] 156 und auf Hechts Quaestiones homericae, der ὅμως *M* 393, ν 405, ο 39 [λ 565?] anerkennt. Sonst ist zu erwähnen: *Ξ* 1 gehört ἔμπης zum Hauptverbum; περ erzeugt immer adversativen Sinn. *Λ* 452 versteht Referent nach Dingeldeins Erklärung nicht. Sollte dort περ nicht formelhaft sein? Die tüchtige Dissertation legt den Wunsch nahe, dass aus dem Specimen ein vollkommenes Werk werde.

Gottwald Dietrich, De enuntiationum temporalium homericarum ex antiquissima structura paratactica transitu in hypotacticam. Diss. Halensis 1885. 49 S.

Der Titel ist eigentlich enger als die Ausführung der Arbeit. Es werden alle Temporalsätze, nach den einleitenden Partikeln geordnet, vorgeführt, auf die Etymologie der Partikeln wird eingegangen, auf die Modus- und Tempusgebung (auf letztere in ganz geschickt angelegten Tabellen). Der Verfasser, augenscheinlich ein Schüler Langes und Curtius', bekundet durchaus eine richtige Ansicht von dem Werden syntactischer Erscheinungen, er legt auf die Bedeutungswandlungen der Partikeln Werth, er erkennt den Zusammenhang, den die Stellung des mit dem demonstrativ-relativen Adverbium ausgestatteten Satzes mit seiner mehr oder minder vorgeschrittenen Unterordnung unter den sogenannten regierenden Satz hat, er achtet auf die Partikeln in der Apodosis. Bezüglich des δέ apodoticum hegt er die hergebrachte Ansicht und führt alle Stellen in Bausch und Bogen an. Besondere Anstrengung, Schwierigkeiten zu lösen, hat der Verfasser nicht gemacht. Leicht ist es, Vermuthungen eines kühnen, scharfsinnigen Forschers, wie z. B. Naucks, ein Achselzucken entgegenzubringen. — Bemerken möchte Referent noch, dass er sich von der Richtigkeit der Etymologie ἐπεὶ = ἐπ'-εἰ (und weiter gar ἐπ' ϝει!) nicht überzeugen konnte. Der Beweis aus der Messung ἐ̄πεὶ im ersten Fuss bei Homer taugt gar nichts. Soll schon die Etymologie zu was nützen, so wäre Referent dafür, in ἐπεὶ eine

andere Form für ἐπί zu sehen. Die syntactische Entwicklung hätte dann eine grosse Aehnlichkeit mit der von πρίν. Doch verhehlt sich Referent die Schwierigkeiten, die auch bei dieser Annahme bleiben, keinesfalls.

Ueber die wahrscheinlichste Bedeutung homerischer Wörter handeln folgende, meist als Gelegenheitsschriften zu bezeichnende Broschüren und einige Aufsätze in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik von Fleckeisen und Masius.

M. Hecht, Zur homerischen Semasiologie. Vertheidigung meiner Quaestiones homericae gegen Herrn Gymn.-Dir. Kammer und Erweiterung derselben. Königsberg 1884. 29 S.

Die Quaestiones homericae von Hecht (1882 erschienen) waren gegen die Aristarch-Lehrs'sche Begriffsbestimmung mehrerer homerischer Wörter gerichtet gewesen, darunter befand sich γυῖα; gegen die Auffassung dieses Wortes von Seite Hechts sprach sich Kammer in Fleckeisens Jahrb. 1884, S. 1—12 aus. Als Antwort zunächst auf diesen Angriff liegt uns diese Schrift Hechts vor. Kammer bestimmt γυῖα so »Hände und Füsse als die regsamen, lebendigen Glieder des Körpers«. Hecht seinerseits besteht auf der Bedeutung »Glieder« im allgemeinen, speziell »Kniee«. Referent gesteht, dass er nach selbständiger Prüfung der einschlägigen Stellen sehr für Hechts Auffassung gewonnen wurde. S. 6 Anm. 2 ist Ψ 93 unrichtig, ebenso σ 642; an ersterer Stelle ist kein γυῖα zu finden, letztere ist 688 zu lesen. Hecht führt noch ὅμως vor S. 19. Er kehrt für ν 405 = ο 39 (nicht 30) zur Lesert ὁμῶς zurück, hält aber die Behauptung, dass Homer das concessive ὅμως gekannt habe, aufrecht, und zwar für Μ 393 unbedingt und verweist darauf, dass sich vielfach bei Homer vereinzelte Synonyma neben gewöhnlichen Worten finden. Folgen mehrere Beispiele. Rückhaltlos unterschreibt der Referent das Urtheil Hechts S. 21. »Darum ist es von vornherein gewiss, dass Homer und ein schroffes Prinzip der Kritik heterogene Dinge sind«. S. 22 wird Ω 514 in Schutz genommen (vgl. Peppmüller z. d. St.) und für Α 5 δαῖτα die Lesart Zenodots in Hinweis auf Ω 43 neuerdings empfohlen. Ausserdem wird noch über πάσασθαι und γεύσασθαι gesprochen, in Bekämpfung Aristarchischer Begriffsbestimmung und dem ὧδε nach Buttmann und Passow gegen Lehrs locale Bedeutung vindiziert. Wie man auch sich entscheiden möge, ob für Aristarch und Lehrs oder für Hecht, jedenfalls ist die Lecture der frischgeschriebenen Streitschrift anregend genug.

F. Seelmann, De nonnullis epithetis homericis. Dessau, Reiter 1884. 16 S. (Begrüssungsschrift z. XXXVI. Vers. deutscher Philologen und Schulmänner zu Dessau).

Besprochen werden nur ἀτρύγετος, τηλύγετος und ἀδινός. Ersteres bedeute »unermesslich«, das zweite »erwünscht, ersehnt geboren« (stö-

rend ist auf S. 11 zweimal ἀτρύγετος statt τηλύγετος verschrieben und verdruckt), das dritte wird angelehnt an Wurzel δι eilen, scheuchen und je nach der Verbindung verschieden übersetzt, so: trippelnde Schafe, summende, schwärmende Bienen, klopfendes, pochendes Herz, wimmernde Klage. Bei Apollon III, 1205 das liebestammelnde, liebeflüsternde Bett. So schön sich die Einleitung S. 1—5 liest, so schwer wird man sich mit den vorgeblichen Resultaten der die Worte betreffende Untersuchung befreunden können. Bezüglich τήλυγετος ist auf Dahms philologische Studien zur Wortbedeutung bei Homer (siehe Jahresber. XI, 74) zu verweisen. Am schwächsten ist wohl die Erörterung von ἀδινός gerathen. Man wird es Seelmann, so wie allen seinen Vorgängern nicht verübeln dürfen, wenn die Ergebnisse so zweifelhaft sind — das Forschen wird man wohl Niemanden verbieten können.

M. Gitlbauer, Der νήδυμος ὕπνος bei Homer. (Philolog. Streifzüge. 1. Lief. Freiburg im Breisgau 1884. S. 1—30.)

Liegt es an der besseren Methode des Verfassers oder an den realen Verhältnissen, an der Bedeutung der in Betracht kommenden Stellen, dass es scheint, als ob Gitlbauer hier die Frage nach der Uebersetzung von νήδυμος endgiltig gelöst habe? Er selbst sagt: Hoffentlich können wir am Schlusse dieser Erklärung (νήδυμος = nicht zu bändigen, invictus, unbesiegbar) mit mehr Recht als Goebel sagen: »Damit wäre diese crux interpretum ein für allemal beseitigt«. Das Ergebniss Gitlbauers ist nach aller Form correct gewonnen. ἥδυμος oder ϝήδυμος, was Christ schreibt und das man sonst seit Buttmann vielfach gebilligt hat, so Nauck, passe ν 79 und hymn. IV, 170f. nicht. Hübsch ist zu lesen, wie Gitlbauer darauf hinweist, dass, wie so oft, auch in Absicht auf ὕπνος oder Ὕπνος zu berücksichtigen sei, es werde dieser Begriff bald concret bald schon abstract gebraucht. Daſs auf einer früheren Culturstufe die Auffassung des Schlafes nur eine persönliche sein konnte, dass der Schlaf über den Menschen kommend sowohl als von ihm ausgehaucht (toto proflavit pectore somnum) erscheinen musste, ist wohl sicher. Dieses Personificationsbestreben wird immer matter, schon bevor noch eine physiologische Erklärung von einzelnen Denkern und Forschern versucht wird, aber die Sprache hält die ältere Culturanschauung noch fest und überliefert dieselbe weiter; sodann versteht nunmehr der Sprachforscher aus der Sprache ein Bild des ehemaligen Vorstellungsmodus herauszulesen. Bemerken möchte noch Referent, dass aus der concreten Anschauung solcher seelischer oder physiologischer Phaenomene sich eine göttliche Eigenschaft derselben dadurch entwickelt, dass dieselben ins Menschenleben wohlthätig oder bösartig eingreifen. Um allfälligen Vorwürfen zu begegnen, sei noch nachgetragen, dass Autenrieth zu Nägelsbach bei *B* 2 unter zwei Möglichkeiten der Etymologie von νήδυμος die hinstellt, dass es gleich sei νή-δυν-μος im passivischen Sinne, deutsch: unwiderstehlich.

Aus Fleckeisens Jahrbüchern von 1884 und 1885 Bd. CXXIX und CXXXI sind folgende Beiträge zur homerischen Wortforschung, von denen einige mit Textesänderungen verbunden sind, zu erwähnen.

Ferd. Weck, *ἔπεα πτερόεντα.* Jahrb. CXXIX, 433—444.

Ueber Ferd. Wecks Thätigkeit, die sich wohl zuerst im Osterprogramm von Metz 1883, Beiträge zur Erklärung homerischer Personennamen, bedeutsam den philologischen Kreisen bemerkbar machte, kann Referent selbst auf die Gefahr hin, eines vorschnellen Urtheils geziehen zu werden, sich nur mit Ausdrücken der Achtung äussern. Von einem sofortigen Verhimmeln seines Wagemuthes ist jedenfalls keine Rede. Aber sehen wir uns unbefangen die Lösung an, die er dem Problem von den »geflügelten Worten« verschafft hat, so weiss man eigentlich nicht, war die Hinnahme der Tradition wunderbarer oder ist es der Lösungsversuch Wecks. An 124 Stellen erreichen wir einen anderen aber befriedigenderen Sinn durch die Schreibung *ἔπε᾽ ἀπτερόεντα* und die Verdeutschung »ergreifend, packend, rührend, angelegentlich, und nun erst *ἄπτερος* recte *ἄπτερος* an vier Stellen der Odyssee! Endlich das einmalige *ἀπτοεπής*, richtig *ἀπτοεπής Θ* 209, das Weck übersetzt mit »verführerisch, verfänglich redend«. Bezüglich dieses Wortes vergleiche man Fröhde in Bezzenbergers Beitr. III 25, der es mit *ἰάπτω* und skt. vápati zusammenstellt, und Wackernagel, der in denselben Beitr. IV 283 *ἀεπτοεπής* lesen will und es deutet non dicenda dicens! Die übrigen bei derselben Gelegenheit gebotenen Etymologien hängen zum Theil viel zu sehr mit Wecks eigenthümlicher Ansicht, dass die Worte Erweiterungen erfahren haben, die der Bedeutung soviel wie nichts zulegten, zusammen, so dass sie mit dieser Grundansicht stehen oder fallen. So *ἰοειδής* einfarbig; *οἶνοψ* einsam; *ἁλιμυρήεις = ἄλιμος* wogend; *αὐτοχόωνον Ψ* 826 will er verändert wissen in *αὔτοχον οἶον.*

Desselben homerische Probleme Jahrb. CXXIX, 145—153 und CXXXI, 467—477 behandeln sieben Stellen der Ilias und den Ausruf *ὢ πόποι* oder *ὢπόποι.*

Die Deutung des letztern als optat. aor., womit die Schreibung *ὀπόποι* mit Dehnung der ersten Silbe verbunden wäre, scheint wenig Aussicht auf Anerkennung zu haben. Von den hauptsächlich exegetisch behandelten Stellen der Ilias dürfte *Δ* 157 *ὅρκια πιστ᾽ ἀπάτησαν Ξ* 196 *καὶ εὖ τετελεσμένον ἐστίν Π* 667 *κελαινεφὲς αἷμα κατ᾽ ἄειρον Ἐλθών κτλ.* sowie die Erklärung von *Τ* 43 *οἵ τε κυβερνῆται καὶ ἔχον οἰήϊα νηῶν καὶ ταμίαι παρὰ νηυσὶν ἔσαν*, deutsch: »die als Steuerleute sowohl die Steuerruder verwahrten als auch Schaffner bei den Schiffen waren«, am ehesten mit Gewinn aus der Behandlung Wecks hervorgegangen sein. Gern freilich möchten wir die Aenderung und Erklärung von *Α* 291 anerkennen, wenn wir den Muth Wecks dazu aufbrächten. Weck empfiehlt

zu lesen: τῷ κεν ἕοι πρόγ' ἐοῦσιν ὀνείδεα μυθήσασθαι. Ψ 806 und Η 408 würden sich sogenannte hapax eiremena einstellen. Weck schreibt nämlich an ersterer Stelle: ψιάσῃ ἐνδινῶν διά τ' ἔντεα καὶ μέλαν αἷμα (ψίαδες Tropfen Π 459), an der zweiten Stelle statt μειλισσέμεν: μὴ λισσέμεν (Glosse: λίσσωμεν· ἐάσωμεν Curt. Grundz.[5] 463). Der Sinn letzterer Stelle wäre demnach: »Man schont die Toten nicht, wenn man sie nach dem Tode nicht schnell dem Feuer überlässt«.

W. Heymann, *Εἰδώς* bei Homer. Jahrb. CXXIX, 478—490.

Lehrreiche Zusammenstellung aller einschlägigen Fälle unter drei Rubriken. Ein Ergebniss ist das, dass nicht die verschiedene Bedeutung von εἰδώς die Verschiedenheit des Casus, ob Accusativ ob Genitiv, erheischt, sondern die Verschiedenheit der Objecte. Ι 438 ist irrig statt Ζ 438, wo wahrscheinlich θεοπροπιῶν zu lesen ist, wie Α 85 Naucks θεοπροπέων dem θεοπρόπιον vorzuziehen ist. Im Hesiod sowie in den Hymnen und in der Batrachomyomachie scheint οἶδα mit dem Genitiv ganz zu fehlen.

M. Zucker, *Νῶτα διηνεκέα*. Jahrb. CXXXI, 30—35.

Nicht der ganze Rücken des Thieres sei als Ehrenstück vorgesetzt worden, sondern nur die Lendenstücke, es komme auf die Qualität bei dieser Portion an, nicht auf die Quantität. Die Begründung zum Theil anatomischer Natur, ist recht ansprechend.

A. Breusing, Nautisches zu Homeros. Jahrb. CXXXI, 81—102.

Mehreres auf das Seewesen und die Schiffsbaukunde bezügliches wird auf Grund von eigener Anschauung trefflich erörtert, so πορφύρεος schäumend, ἰοειδής weiss; ἰο-δνεφής weisswollig (wozu übrigens Hartmann in denselben Jahrb. S. 465—466 zu vergleichen ist, der Breusings Erklärungen rühmt aber einige sprachliche Versehen berichtigt); ἠεροειδής »ätherblau«, ἱστοί sind wenigstens in der Odyssee Maste, ζ 271; η 108 können ἱστοί ganz wohl Webstühle heissen. θ 51 ff. ist herübergenommen aus δ 780—783 und ist dort nicht nur 54, sondern v. 52 zu tilgen. Die σπεῖραι ζ 268, wo man σπεῖρα geschlimmbessert hat, sind Taue und zwar mittelschwere, in der Heimath des Verfassers »Trossen« genannt. ἐφολκαῖον ξ 349 ist der »Steuerremen«, δρύοχοι τ 574 sind die »Spanten«, in der Büchersprache die »Schiffsrippen«. Ferner setzt Breusing die ganze Scene vor dem Bogenschiessen der Freier verständig auseinander und erklärt die πελέκεας nicht für Streitäxte, sondern für Zimmeräxte. οὐδός φ 124 sei nicht die Schwelle, sondern soviel wie βαθμός, ein Stufenaufgang, eine Stiege vor der Thür, von welcher Stiege aus Odysseus durch die Axtöhre schoss. Breusing hat die Absicht eine »Nautik der Alten« zu verfassen; das kann ein nützliches Buch werden. (Bereits erschienen. Siehe: Wochenschr. f. kl. Phil. 1886 No. 21.)

P. Stengel, Homerisches. Jahrb. CXXXI, 102—104.

1. ἱερήιον heisst nur Schlachtvieh nicht »Opferthier« [ῥέζειν, ἔρδειν wird nur mit ἱερά verbunden] ἱερεύειν schlachten. ξ 414 ist wohl eine entscheidende Stelle, die Stengel zu wenig urgiert hat. Es giebt eben kein Schlachten ohne Opfern. 2. τελήεσσα ἑκατόμβη eine Hekatombe aus ausgewachsenen Thieren bestehend, eine ausgewachsene Hekatombe. 3. τέμνειν ist gleichzusetzen dem späteren ἐντέμνειν. Die Eidopfer werden durch Abschneiden der Kehle getödtet. Ueber die technische Bedeutung dieses Wortes hat Stengel in der Zeitschr. f. d. Gymn. 1880 S. 737 gehandelt. 4. ἄγνωστος(ον) ν 191 heisst nicht »unkenntlich« an der Stelle, sondern »unbemerkbar«*). ε 444 heisst γιγνώσκειν beziehungsweise ἔγνω »bemerken«, obwohl noch in der neuesten Auflage der Faesy-Kayser-Hinrichs Odyssee-Ausgabe ἔγνω mit Ameis-Hentze 8. Auflage »er erkannte ihn als Flussgott« erklärt wird.

Schliesslich liegt es wohl auch diesem Berichte ob, eine Notiz zu bringen von einem grösseren auf Homer bezüglichen Werke, welches von der Kritik sonst nicht unfreundlich aufgenommen wurde, und welches gewiss sein eigenthümliches Verdienst in Anspruch nehmen kann. Es ist dies:

C. Ed. Schmidt, Parallel-Homer oder Index aller homerischen Iterati in lexicalischer Anordnung. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1885. 250 S.

Der Verfasser giebt in der Vorrede Aufschluss über seinen Plan und dessen Durchführung, und sicherlich lässt sich seinen Darlegungen eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Das Buch ist in seiner Art nützlich und brauchbar und kommt einem Bedürfnisse entgegen, aber bedauern möchte man es fast, dass es nothwendig ist. Bekannt ist das epische Formelwesen und die hübsche Sammlung Renners darüber. Renner hat sich an die ständigen Epitheta gehalten und des weiteren hat er die metrischen Abschnitte des Verses seiner Eintheilung zu Grunde gelegt. Das hatte einen guten Sinn. Ferner giebt jedes vollständige Speciallexicon alle Stellen an, an der eine gleiche grammatische Fügung vorkommt, und auch das ist sehr werthvoll. Endlich kann es sich darum handeln, nachzuweisen, dass in einem oder dem andern Stück der Epen besonders bekanntes Sprachmaterial aufgearbeitet wurde, wie dies Peppmüller für das 24. Buch der Ilias geleistet hat, wie das Moment von Christ in seiner neuen Ausgabe der Ilias geschehen ist, wie Snow ähnliches gethan hat in den Transactions of the Oxford Philological Society 9. Juni 1882 (Jahresber. XI, 75). Aber meist kommt es auf mehr an

---

*) vv. 190—193 sind jetzt in der von Hinrichs besorgten Odyssseausgabe eingeklammert nach Kirchhoff. Es dürfte also ἄγνωστον dort nicht so genau um seine Bedeutung befragt werden.

als auf eine Wortverbindung, die nur die Ausdehnung von sechs Moren hat. Verfasser konnte auch da gar nicht consequent sein. Verbindungen eines Substantivum mit einem Epitheton musste er unbedingt aufnehmen, ob aber auch Verbindungen, die in keinem Betracht von Werth sind, das ist fraglich und ist nur aus dem lexicalischen Princip entsprungen. Dagegen findet man gewisse Verbindungen, die einen Werth hätten, nicht. So hat Referent vergeblich gesucht: *I* 419. 420 = 686. 687 *μάλα γὰρ ἕθεν . . Ζεὺς χεῖρα ἑὴν ὑπερέσχε*, *Ω* 374 *ἐμεῖο . . ὑπερέσχεθε χεῖρα*, *E* 433 *ὅ οἱ αὐτὸς ὑπείρεχε χεῖρας Ἀπόλλων*, so die Stellen mit *δέχεσθαι*, wie *Ξ* 203. *A* 569. *Ω* 305 Im letzteren Falle ist *ἧς ἀλόχοιο* mit anderen Verbindungen aufgeführt. Ebenso ist *παιδὸς ἑῆος* *A* 393 mit *Σ* 71 zusammengestellt, während die Stellen nur ganz äusserlich gleich sind. Zu solchen Folgen führt die alphabetische Anordnung. Grammatische Studien werden durch dieses Buch nicht unterstützt. Gern aber erkennt man an, dass es eine fleissige, frühere ähnliche Publicationen ergänzende Arbeit ist.

